

ab. Dieser Brief war gewissermaßen der letzte Wille des Vaters, wenige Tage darauf starb dieser. Nach zweieinhalbjähriger Studienzzeit kam Lessing an das Berliner Stadtgericht. Er trat damit — am 28. Juni 1850 — sein erstes öffentliches Amt an.

Das Glück wollte es, daß Carl Robert Lessing seine größten Erfolge auf anderem Gebiete als in seinem Berufe finden sollte. Er hatte in Berlin einen Onkel: Christian Friedrich Lessing. Dies war ein wohlhabender Mann, Inhaber der Vossischen Zeitung. Schon als Gymnasiast besuchte ihn Carl Robert Lessing des öfteren. Während der Ferien konnte er nicht nach Wartenberg fahren, der Weg war zu weit. Daher verbrachte er seine Ferien bei dem Berliner Onkel. Dort verlebte er fröhliche Tage. Weihnachten erhielt er stets als Geschenk drei Friedrichsdor. Noch enger wurden seine Beziehungen zu „Onkel Friß“ während seiner Berliner Studenten- und Militärzeit. Damals wohnte er in dessen Villa im Tiergarten. Am 31. Oktober 1850 starb Christian Friedrich Lessing. Als das Testament eröffnet wurde, war Carl Robert Lessing Haupterbe. Das bedeutete, daß er neben einem stattlichen Vermögen die Hälfte der Vossischen Zeitung und die ganze Lessingsche Druckerei erhielt. Über Nacht war er zu einem wohlhabenden Manne geworden, eine gesicherte, glänzende Laufbahn wurde ihm in den Schoß geworfen. Die Erbschaft kam ihm völlig überraschend. Nie hatte der Onkel vorher etwas davon verraten, auch nicht andeutungsweise.

Nunmehr konnte Carl Robert Lessing auch daran denken, sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Seine Wahl fiel auf Emma von Gelbke, die jüngste Tochter des Oberstleutnants von Gelbke, der den Übergang über die Beresina mitgemacht. Da der Vater später am Hofe Carl Augusts in Weimar lebte, hatte er auch Beziehungen zu Goethe. Seine Töchter hatten viel im Hause Dittlie von Goethes verkehrt, daher kam es, daß Alma von Goethe und Walther und Wolfgang von Goethe auch später noch oft bei Carl Robert Lessing zu Gäste waren. Das zeigt ganz das glänzende Haus, das dieser zu führen sich erlauben durfte. Auch Graf Leopold Sedlnitzky, der frühere Fürstbischof von Breslau und spätere Geheime Rat, Alexander von Humboldt und Christian Rauch gehörten zu seinem Bekanntenkreise. Vorübergehend kam er auch mit Friedrich König, dem jüngsten Sohn Eva Lessings, zusammen, der im Hause Gotthold Ephraim Lessing erzogen war. Blendend war das Haus eingerichtet und Glück und Wohlbehagen waren dort zu Hause.

Doch fehlte es auch an Schicksalschlägen nicht. Drei seiner Kinder entriß ihm der Tod. An einer tödlichen Krankheit starb eine Tochter im Alter von 4 Jahren. Dann starb sein Sohn Carl, der die Kämpfe 1870-71 mitgemacht hatte und Referendar am Oberappellationsgericht in Frankfurt a. d. O. war. Ihn hatte der Vater zu seinem Nachfolger in der Vossischen Zeitung ausersehen, mit ihm sanken seine schönsten Hoffnungen ins Grab. Zwei Jahre später holte der Tod auch den jüngsten Sohn Alfred nach. Am 25. November 1895 starb ihm seine Lebensgefährtin, mit der er 24 Jahre Glück und Leid geteilt hatte. Nun wurde es einsam um ihn herum. Aber noch als Zweiundachtzigjähriger erschien er in der Vossischen Zeitung regelmäßig, um nach dem Rechten zu sehen. An die 60 Jahre hat er sie geleitet.

Groß sind seine Verdienste um die Lessings, insbesondere um Gotthold Ephraim Lessing. Sein reiches Vermögen ließ ihn eine literarisch hochwertige Sammlertätigkeit entfalten. Er hatte sich zur Aufgabe gemacht, alles, was in Schrift, Druck und Bild zu dem Dichter irgendwie Beziehungen hatte, zu sammeln. Ein halbes Jahrhundert hat er sich dieser ebenso schwierigen und kostspieligen wie dankbaren Aufgabe gewidmet und sein Haus zu einem wahren Lessingmuseum ausgestaltet. Aus einer Autographensamm-

lung erwarb er die Handschrift der „Minna von Barnhelm“, das „Laokoon“, dazu über 70 Briefe Gotthold Ephraim Lessings, endlich viele wertvolle Porträts vom Dichter, darunter das von Graff. Aber er hat all dies nicht engherzig in Schränken verwahrt, sondern ihm ist es in erster Reihe zu danken, daß Lessings Briefe gedruckt erschienen. Wertvolle Prachtausgaben Lessingscher Werke hat er erscheinen lassen, und auch sonst hat er sich um das Gedächtnis des großen Dichters wertvolle Verdienste erworben.

L. S.

## Allerlei Historisches und Unhistorisches vom Taschentuch

„Auf Laubans Wiesen liegt im heißen Sommer Schnee,  
Hier liegt das Leinentuch, gebreitet wie ein See.  
Zum Abschied winkt sein Tüchlein fern und nah,  
Und nur zu Laubans Wohl ist jeder Schnupfen da!“

So stand einst in zierlichem Aufdruck auf den 50-Pfennig-Notgeldscheinen der schlesischen Taschentuchstadt Lauban zu lesen. Hat man doch deshalb, und nicht mit Unrecht, meine Heimatstadt „das schlesische Viefesfeld“ genannt. Nicht zahllos, wohl aber recht zahlreich sind die Taschentuchgeschäfte. Wohl der zweite Arbeiter oder die zweite Arbeiterin Laubans ist in irgendwelcher Eigenschaft in einer dieser Taschentuchindustrien beschäftigt. An der Laubaner Taschentuchindustrie hängt „Brot und Lohn“ vieler. Hier liegen in geräumigen Häusern die Schreibstuben der Weltverandtschaften. Dort senden hohe Schornsteine ihre Rauchschwaden als die Kräftezeuger großer Taschentuchwebereien in die Luft. In manchen Häusern, den Taschentuchfabrikanten gehörig, surren und rattern die Hohlraumnämaschinen vom frühen Morgen bis zum Ende des Achtstundentages. Als Heimindustrie werden von Hunderten fleißiger Hände die Taschentücher gesäumt oder auf kunstvoll konstruierten Maschinen mit farbigen Monogrammen bestickt.

Die Taschentücher selbst kommen in der verschiedenartigsten Form und Fassung in den Handel. Auf den Stoffarren, die von den Lehrlingen und Angestellten allabendlich zum Postamt geschoben werden, liegen in brauner Packung, welche die Laubaner Kartonagenfabrikation liefert, reinleinene Taschentücher von blendender Weiße neben solchen, die aus Baumwollgewebe hergestellt sind. Als Aristokraten auf diesem Gebiete sind die mit echten Spitzen besetzten Taschentücher anzusprechen. Als der goldene Mittelstand die mit Hohlraum verzierten oder die mit einer festen Naht umrissenen Tücher. Schneeweiß liegt neben bunt, dazwischen vielleicht ein Paket weißer Tücher mit bunter Kante. Vielfarbig und vielartig der Stoff, wie die Farbe und die Ausführung.

Neben und mit der Taschentuchindustrie steht die Bleicherei Laubans. Am Ufer des frischwasserigen Queis, eines Vobernebenflusses, erheben sich die hochschornsteinigen Bleichereien, auf deren grünen Rasenflächen „das Leinentuch bleicht als wie ein See!“ Graugelb kommt die fertige Leinwand als bekanntes Flachprodukt in die Bleicherei hinein. Schimmernd weiß verläßt sie dieselbe wieder, um dann in den Fabriken selbst in Stücke geschnitten und weiter in irgendwelcher Form verarbeitet zu werden. Der Taschentuchindustrie verwandte Nebenzweige sind die Schürzenweberei, die Bettuch- und Inlettindustrie, die Blusenfabrikation und dergl. mehr.

Das Tuch als solches, neben ihm aber das Taschentuch als Sonderart des Tuches, hat auch seine Geschichte. Nicht jeder, der zum Taschentuch greift, weiß dies. Erst der zehnte Benutzer eines Taschentuches ahnt, daß selbst die Politiktaschentuchfärbend in seine Beinleidtaste hineinspielt. Deshalb die nachfolgenden kurzen Zeilen: